

Im Nebel – und wie weiter?

„Und zerreißt euer Herz und nicht eure Kleider, und kehrt um zum HERRN, eurem Gott! Denn er ist gnädig und barmherzig, langsam zum Zorn und groß an Gnade, und lässt sich das Unheil gereuen“ (Joel 2,13).

„Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mchte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,38.39).

Andermatt im Schweizer Ursertal, in der Nähe des Gotthardmassivs und der Rheinquelle gelegen, ist umgeben von Zwei- und Dreitausendern. Ein sehr schöner Ort in den Hochalpen soll es sein. Ich war dort, um Himmelfahrt. Die Anfahrt war eine erlebnisreiche Bahnreise, ein Augenschmaus für den, der das Hochgebirge liebt. Gegen fünf Uhr am Nachmittag kam ich mit meinem Velo an. Die Quartiersuche war problemlos. Dann nahm ich mir Zeit, Ort und Umgebung anzuschauen. Was ich sah? Fast nichts, wallende Nebelschwaden, viel Dunst, reine Milchsuppe eben. Auch eine Fahrt 3 km bergauf brachte nur das gleiche Ergebnis – Milchsuppe. Andermatt lag mir zu Füßen, aber Andermatt war weg. Ich versuchte es auf einem Moorlehrpfad. Die Pflanzen im Umkreis von 15–20 m waren zu erkennen. Eine Schautafel wies auf den gegenüberliegenden Berg

hin. An seiner Form sollte man sehen können, dass er einst von mächtigen Gletschern bearbeitet wurde. Aber ich sah weder Berg noch Form noch wo mein Weg mich weiter hinfhrte. Dieser Moorlehrpfad war ein Schreiten auf Vertrauen, da anzukommen, wo es die Schilder verheißen hatten. Und nach einer Stunde bin ich wieder gut angekommen im dunstverhllten Andermatt.

Eigentlich geht unser Leben auch auf solchen Wegen. Das ist uns oft nicht bewusst, dass die Zukunft nicht verfügbar ist. Aber in schwierigen Situationen, vor wichtigen Entscheidungen, wenn es um ein grundlegendes Entweder-Oder geht, kommt uns zuweilen die Erkenntnis (die wir oft genug schnell wieder hintenanstellen), dass wir viel zu wenig wissen über den Weg da vor uns, über den Menschen, mit dem wir uns entschlossen haben, gemeinsam weiterzugehen, über die



Entscheidung, die wir gerade getroffen haben. Aber gern möchten wir, wenn es uns bewusst wird, diese Unverfügbarkeit des Kommenden relativieren, den Nebel lichten, den Dunst beiseite schieben. Wenigstens darüber nachdenken oder reden sollte man doch können, ob es nicht besser so kommen sollte oder vielleicht ganz anders. Aber es bleibt dabei, dass wir wissen, dass wir nicht wissen, wie es kommt. Allerdings: Christen wissen ja, wo es hingeht. Wenn es ganz hart kommt, können sie doch sagen, dass, weil Er (Jesus Christus) lebt, auch wir leben werden. Nicht das ist das Schwierige, wo es einmal mit uns hingeht, sondern wie wir da hinkommen. Die Wegstrecke davor ist oft durch Unsicherheit, Kampf, stummes Hinnehmen und seelische Not gekennzeichnet, ehe wir von Herzen „Ja“ sagen können.

Nein, ich doch nicht!

„Geliebter, ich wünsche, dass es dir in allem wohl geht und du gesund bist, wie es deiner Seele wohl geht“ (3Joh 2).

Gesundheit, die man sich überschwänglich oder auch nur mit stillem Händedruck zum neuen Jahr oder zum Geburtstag wünscht, sei das Wichtigste, hört man oft sagen. Nun ja, geben wir dann zu bedenken, es gebe ja noch wichtigere Dinge. *„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und nach diesem nichts weiter zu tun vermögen! Ich will euch aber zeigen, wen ihr fürch-*

ten sollt: Fürchtet den, der nach dem Töten Macht hat, in die Hölle zu werfen; ja, sage ich euch, diesen fürchtet!“ (Lk 12,4.5). Andere wichtige Dinge als Beispiel anzuführen wäre sicher nicht so schwer. Dennoch und obwohl Gesundheit ja nun nicht das Wichtigste ist, wird Gajus vom greisen Apostel Johannes Gesundheit gewünscht. Das ist doch nun wichtig, dass das hier steht. Jeder, der an einer schweren, chronischen oder unheilbaren Krankheit leidet, wird bestätigen: Gesundheit ist wichtig. Wer möchte nicht gesund sein oder werden!

Was denken wir, wenn es uns trifft? Der Arzt teilt mehr oder weniger offen (heute oft brutal offen) mit, dass eine unheilbare Krankheit vorliegt. Er spricht dann über die möglichen Folgen im sachlich-medizinischen Visitenstil. Man hört, dass das Ergebnis eines Unfalls eine schwerwiegende Behinderung ist, nicht mehr rückgängig zu machen sei. Wie wird reagiert? Niemand von uns kann seine oder die Reaktion eines anderen im Voraus so genau kennen. Blicken wir auf Menschen der Bibel.

„Und Ahasja fiel in seinem Obergemach in Samaria durch das Gitter und wurde krank. Und er sandte Boten und sagte zu ihnen: Geht hin, befragt Baal-Sebub, den Gott von Ekron, ob ich von dieser Krankheit genesen werde! Da redete der Engel des HERRN zu Elia, dem Tischbiter: Mache dich auf, geh hinauf, den Boten des Königs von Samaria entgegen, und sage zu ihnen: Gibt es denn keinen Gott in Is-



rael, dass ihr hingehet, um Baal-Sebub, den Gott von Ekron, zu befragen?“ (2Kö 1,2.3).

Ahasja, der König von Samaria, hatte einen Unfall. Die Folgen schienen schwerwiegend zu sein. Ein Knochenbruch? Den zu behandeln reichte die Kunst der Ärzte damals schon aus. Eine Querschnittslähmung wäre eher denkbar. Den Folgen eines solchen Handicaps konnte man zur Zeit der alten Ägypter sicher noch nicht erfolgreich begegnen. Eine Leidenszeit und schließlich der Tod waren absehbar. Auch heute ist eine Querschnittslähmung oft sehr problematisch und von den Betroffenen schwer zu bewältigen. Aber damals hatte man keine Chance. Gab es Hoffnung für Ahasja? Was sollte werden? Er war noch ein junger Mann. Außerdem war er König. „Nein, ich glaube nicht, dass ich so schwer verletzt bin. Die Ärzte werden sich irren. Sie haben schon oft genug ungenaue Prognosen abgegeben. Oder meine Leute haben den Arzt falsch verstanden. Es muss doch noch weitergehen mit mir und mit Israel. Ich bin doch noch so jung und erst seit zwei Jahren König. Außerdem, so schlecht fühle ich mich nun auch wieder nicht. Sicher werde ich mit etwas Übung bald wieder laufen können. Und meine Schmerzen? Na ja, Augen zu und durch. Das wird schon vergehen. Schließlich sind ein paar andere Leute viel schlechter dran als ich. Und überhaupt, wenn jemand bald sterben sollte, dann wohl der verhasste König der Syrer.

Meinem alten Feldmarschall geht es auch schon lange schlecht. Aber ich ...? Freilich, man kann das nie genau wissen. Ich befrage die Götter von Ekron. Die Götter der Philister kennen sich mit diesen Dingen aus. Erstens sind die Philister tapfere Krieger. Da sind solche Verletzungen wie meine keine Seltenheit. Und zweitens sind sie fortschrittlich und weltoffen, sowohl in wissenschaftlich-technischen Dingen als auch in ihrer praktizierten Gesellschaftsform. Das beeindruckt mich schon.“

Es war in zweifacher Hinsicht nicht der richtige Weg, den Ahasja gehen wollte. Die Falschen zu befragen bezüglich einer Krankheit oder Verletzung ist nie der rechte Weg. Die waren zwar teuer, die Götter von Ekron (wie auch viele andere „Wahrsagende“ bis auf den heutigen Tag), aber ein Weg des Glaubens war das nicht. Und außerdem unterschätzte er wohl die Schwere seiner Verletzung mit dem Argument, dass es nicht sein könne, dass er, der König von Israel, der Betroffene sei. Der technische Fehler am Gitter des Balkons macht den verkehrten Weg des Herzens offenbar.

Mit vollem Recht bin ich zornig!

Und wenn ich daran sterbe, eine Chemotherapie lasse ich nicht noch einmal über mich ergehen. Das muss Gott verhindern. Ja, Gott, das musst du ...!

„Und es missfiel Jona sehr, und er wurde zornig. Und er betete zum HERRN



und sagte: Ach, HERR! War das nicht meine Rede, als ich noch in meinem Land war? Deshalb floh ich schnell nach Tarsis! Denn ich wusste, dass du ein gnädiger und barmherziger Gott bist, langsam zum Zorn und groß an Güte, und einer, der sich das Unheil gereuen lässt. Und nun, HERR, nimm doch meine Seele von mir! Denn es ist besser, dass ich sterbe, als dass ich lebe! Und der HERR sprach: Ist es recht, dass du zornig bist? ... Und Gott sprach zu Jona: Ist es recht, dass du wegen des Rizinus zornig bist? Und er sagte: Mit Recht bin ich zornig bis zum Tod!“ (Jon 4,1–9).

Was, ich, ich bin jetzt betroffen? Kann mir mal jemand sagen, womit ich das verdient habe? Jona war nicht in der Krise einer körperlichen Krankheit. Das ist wahr. Aber er war in innerer Unruhe und Not. Es tobte in ihm, wenn er auf Ninive sah. Wollte Gott nun nicht endlich mit seinem Gericht über diese gottlose und ungezügelt böse Stadt beginnen? Musste man ihm Vorschläge machen, mit welcher Art Plagen oder Katastrophen er anfangen könnte? Es ist doch sehr eigenartig, dass Gott uns in der Bibel ein Buch zumutet, in dem dies die letzten Worte seines Knechtes gegen ihn sind, dass er „mit Recht“ über das Handeln Gottes (die Begnadigung des grausamen Ninive) in Rage geraten sei. Das gibt es also, das heftige Nicht-Einverstanden-Sein mit dem Unabdingbaren, dem Unvermeidlichen. Das gibt es wohl bis in unsere Tage und bis in unser Herz hinein. Wir sind nicht ein-

verstanden. Wir sind dagegen. Wir haben uns engagiert, alles daran gesetzt, im Glauben gehandelt, Gott vertraut. Und nun macht er es doch anders? Nein, das will ich nicht! Hör mir doch mal zu, o Gott, nur eine Minute! Dann wirst du zugeben müssen, dass ich voll im Recht bin. Natürlich, ein ernsthaft gläubiger Christ redet nicht so daher, oder?

Hören wir Hiob: „Auch heute ist Widerspruch mein Anliegen. Seine Hand lastet schwer auf meinem Seufzen. Ach, dass ich wüsste, wie ich ihn finden und zu seiner Stätte kommen könnte! Ich wollte vor ihm den Rechtsfall darlegen und meinen Mund mit Beweisgründen füllen“ (Hi 23,2–4). Sind Hiob diese Äußerungen vielleicht nur so unterlaufen wie ein Flüchtigkeitsfehler? Waren es unbedachte Worte? Eher nicht, würden wir meinen.

Aber wenn es uns trifft: Was sagen wir? Ich habe doch immer die Gebote gehalten. Gehörte ich nicht immer zu den Frommen im Land? Das darf Gott bei mir nicht zulassen. Diese Strafe habe ich nicht verdient. Und außerdem, ich will noch lange leben. Ich habe alles dafür getan. Was wird aus meinem Ehepartner, aus unserem Haus? Und die Gemeinde, wie wird sie ohne mich auskommen? Und mit meinen Enkelkindern wollte ich noch ein wenig Spass haben. Ich wollte ihnen noch mitgeben, was für das Leben und den Glauben wichtig ist. Das hat mein Großvater auch mit mir gemacht.



„So wahr Gott lebt, der mir mein Recht entzogen, und der Allmächtige, der meine Seele bitter gemacht hat ...“ (Hi 27,2).

Es muss doch einen Weg geben ...

Wenn es wirklich so schlecht um mich steht, wird es nicht reichen, nur eine Kerze zu stiften. Da muss ich Gott mehr geben an Gütern und Versprechen. Nicht nur die Christen dem Namen nach (die vielleicht nach Lourdes oder Czestochawa zu der einen oder anderen Madonnenskulptur unterwegs sind) denken und handeln so. In vielen Gemeinden kann man ja mit Kerzen nichts anfangen, weil dafür kein Raum oder Platz vorhanden ist, im Gemeindesaal nicht und auch nicht im Herzen. Aber die Gedanken gehen dennoch oft genug diesen Weg, mit Gott in Verhandlung zu treten. Denn dass nur er helfen kann, ist dem Betroffenen bis hierher schon klar geworden. Was gebe ich ihm, wird nun gedacht, damit er mir gibt, was ich wünsche?

Was haben wir bloß falsch gemacht, persönlich oder in unserer Ehe?, überlegte ein Ehepaar, als psychische Krankheit auftrat. Was ging schief, ohne wieder geradegebogen zu werden? Wo haben wir den Herrn betrübt? War es verkehrt, oft so unbeschwert gelebt zu haben, mit den Freunden zu feiern, wenn die anderen trauerten? Miteinander zu streiten, ohne zu vergeben? Sich zu nehmen, ohne es verdient zu haben? Über andere

zu reden, ohne zu wissen, ob es recht ist? Vor den Menschen und vielleicht auch vor Gott in Heuchelei gelebt zu haben? Wie können wir das wieder gutmachen? Wir legen vor dem Herrn ein Bekenntnis ab, ändern unseren Lebensstil und engagieren uns noch mehr für die Gemeinde und in der diakonischen oder missionarischen Arbeit. Dann wird er das Leiden wenden, und alles wird gut. Doch im Laufe der nächsten Jahre verschlimmerte sich der Zustand der Krankheit. Persönliche Krisen der Ehepartner und Ehekrise blieben nicht aus. Was nun? Lässt Gott nicht mit sich verhandeln? War es umsonst, den Höchsten anzurufen? Sagt er nicht von sich, dass er, der Herr, mein Arzt sei?

Ob ich nun bald sterbe? Ja, ich bin schwer krank. „Meine Hütte ist abgebrochen und wurde von mir weggenommen wie ein Hirtenzelt. Wie ein Weber habe ich mein Leben zu Ende gewebt: Vom Kettgarn schnitt er mich los. Vom Tag bis zur Nacht wirst du ein Ende mit mir machen! Ich schrie um Hilfe bis zum Morgen, (aber) wie ein Löwe, so zerbrach er alle meine Gebeine. Vom Tag bis zur Nacht wirst du ein Ende mit mir machen! Wie eine Schwalbe, eine Drossel, so zwitscherte ich, ich gurte wie die Taube. Verschmachtetend (blickten) meine Augen zur Höhe: O Herr, ich bin in Bedrängnis! Tritt als Bürge für mich ein!“ (Jes 38,12–14). So klagt der König Hiskia. Wie herzergreifend schildert er uns seine Verhandlung mit dem Allerhöchsten, die Krankheit zu wenden.



Mit den Worten „Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht genesen“ (2Kö 20,1) überbrachte ihm der Prophet Jesaja den eindeutigen Willen des Herrn. Aber warum gerade Hiskia, der nach David einer der besten Könige war, den die Juden je hatten? Von Anfang an setzte er sich dafür ein, den wahren Gottesdienst wiederherzustellen. Sanft und verständnisvoll ging er mit seinem Volk und mit den Priestern um. Klug und mit technischem Sachverstand befestigte er Jerusalem. Bei der Belagerung der Stadt durch die feindlichen Assyrer zeigte sich dann seine Weitsicht. Auch als die Feinde vor der Haustür standen, bewies er durch Mut und Gottvertrauen seine Qualitäten als Führer des Gottesvolkes, der Juden. Und nach all diesen Taten wurde er todkrank. Rettung war, menschlich gesehen, nicht in Sicht.

Wie werde ich reagieren, wenn ich beginne zu realisieren, dass ich gemeint sein könnte, dass es mich getroffen hat, dass der Kelch nicht an mir vorübergehen wird? Wenn der Zorn verebbt und die Anklage gegen Gott und Menschen aufgehört hat, wird verhandelt. Eine Kerze oder zehn, Spenden, Versprechen, in die Mission oder den Gemeindedienst zu gehen, und anderes mehr werden wir vorbringen, nur um noch einmal davonzukommen. Auch auf unsere vielen Verdienste werden wir verweisen. „Ich habe mit meinen Augen einen Bund gemacht und nie auf eine andere junge Frau geblickt“ und „Wenn

ich mit Falschheit umgegangen bin“ gibt Hiob dem Herrn zu bedenken.

O Gott, mein Herr, das kannst du doch mit mir nicht machen! Ich habe dir immer treu gedient. Du wirst mich doch nicht wegen der kleinen Schwachheiten so ernsthaft strafen? Ich habe Almosen gegeben, den Heiligen die Füße gewaschen, die Gefangenen besucht und die Kranken nicht vergessen. Gib mir doch noch 15 Jahre wie Hiskia, oder wenigstens 15 Monate, oder nur 15 Wochen, oder sind es wirklich nur noch 15 Tage ...? Dann gib mir doch wenigstens die Kraft durchzuhalten! Lass Körper und Gesicht nicht entstellt und mich nicht so furchtbar hilflos sein! Gib mich nicht der Öffentlichkeit preis, dem Geschwätz der Leute, dem Urteil der Medien, dem Gespött der Verwandtschaft! Und bewahre mich vor allem vor der Heuchelei von Mitleid.

Nein, ich will nicht mehr reden

„Werden in der Finsternis bekannt werden deine Wunder und deine Gerechtigkeit im Land des Vergessens? Ich aber, o HERR, schreie zu dir, und am Morgen möge dir mein Gebet begegnen. Warum, HERR, verwirfst du meine Seele, verbirgst du dein Angesicht vor mir? Elend bin ich und todkrank von Jugend auf. Ich trage deine Schrecken, bin verwirrt. Deine Zorngluten sind über mich hingegangen, deine Schrecknisse haben mich vernichtet. Sie umgeben mich wie Wasser den ganzen Tag, sie umringen mich alleamt. Du hast mir entfremdet Freund



und Nachbarn. Meine Bekannten sind Finsternis“ (Ps 88,13–19).

Leidenszeit, das ist doch keine normale Zeit. Ist auch die Seele gedrückt, angeschlagen und auf einem dunklen Weg, sind die Reaktionen sowohl für den Betroffenen selbst als auch für die Begleiter, nahe und ferne, eigenartig befremdend. Der Betroffene nimmt seine Umgebung wahr, obwohl es nicht den Anschein hat. Die Begleiter werden verletzt durch seine Reaktionen. Nur wenig erscheint logisch. Es wird still, einsam, finster.

Der Psalm 88 nimmt diese Stimmung auf. Der ganze Verlauf dieses Gedichtes, Vers für Vers, Wort für Wort, führt in eine eigenartige Beklemmung, aus der kein Ausweg hindurchschimmert. Nein, es geht Schritt für Schritt abwärts. Persönliche Gefühle und Seelenzustände werden beschrieben, zerrissene Beziehungen, die nicht mehr geknüpft werden können, und schließlich gibt es bis zum letzten Vers hin den großen Absturz in die Finsternis. Und das Ganze muss wohl so sein, ist die Realität der Seele im Ausnahmezustand. So hat dieser Psalm ein ebenso bemerkenswertes und zumindest für den gesunden Menschen schwer nachvollziehbares Ende wie eben auch das schon zitierte Buch Jona.

Das Leiden ist in eine Phase getreten, wo die Worte des Betroffenen nur noch nach innen gehen. Menschen werden nicht mehr erreicht, weil es nicht mehr geht. Auch zu Gott richtet

er nicht mehr seine Stimme.

„Sagen kann ich nun nichts mehr. Ich will es auch nicht. Lange habe ich gekämpft, habe Worte, Taten, Therapien gesucht und in Anspruch genommen. Die Kraft und Zeit ist bei vielen Ärzten und Therapeuten geblieben. Mit manchem treuen Fürsprecher habe ich die Nacht verbracht und gebetet. Es ist vieles versucht worden, etliches getan und nun auch alles gesagt. Ich sage nichts mehr, nicht zu euch und nicht zu Gott. Mit mir selbst könnte ich noch ehrlich sein und realistisch. So rede ich mir von Hoffnung oder noch viel lieber, dass es sie nicht mehr gibt. Ja, die Hoffnung ist mir erstorben. Gesundheit ist ein Fremdwort, und diese Not hat nur noch ein Ende. Wenn ich es doch selbst machen könnte ...“

Traurige Augen blicken den Besucher des kranken, leidenden oder alten, pflegebedürftigen Menschen an. Schnell aber geht der Blick wieder ins Leere, und der Mund scheint sich noch enger zusammenzuziehen. Auch die Blumen des Freundes vermögen es nicht, das gewohnte Lächeln hervorzuzaubern. Ja, aber er hat die Bibel dabei. Er wagt es, einige Verse des Trostes zu zitieren. Und dann wollen wir beten. Das hilft. Gott kann doch auf das Gebet des Glaubens nicht stumm bleiben. Obwohl die Augen den Freund nun wieder anschauen, bleiben sie traurig. „Du hast dir viel Mühe gegeben“, scheinen sie zu sagen. „Früher hätte ich



es genauso gemacht. Aber ach ...“ Der Mund bleibt stumm, die Lippen zusammengepresst. Das Gesicht erscheint mehr von Falten durchfurcht als vorher. Der Körper ist unverändert, wie erstarrt, hilflos, hoffnungslos. Alles ist eben dunkel, und auch die Bekannten sind Finsternis.

Endlich, ich habe verstanden

Jetzt weiß ich es, o Gott, dass du keine Fehler machst. Ich weiß auch, dass es nicht besser wird mit mir. Sicher, bei dir, mein Herr Jesus, ist kein Ding unmöglich. Wunder sind doch noch möglich. Aber was mich betrifft, danke ich für diese klare Aussicht. Der Nebel ist weg. Die Behinderung wird bleiben und der Zustand sich mehr und mehr verschlechtern. Mit meiner Krankheit muss ich leben, und ich ahne es, es geht nicht mehr lange. Gut, dass ich es jetzt weiß. Bleibt mir noch ein wenig Zeit, alles zu ordnen. Ich bin dankbar, dass du, mein Gott, hinter allem stehst. Welche Mühe hattest du mit mir, bis ich dies alles begriffen, akzeptiert und verstanden habe. War ich zu dumm, den Weg zu sehen? Doch nun weiß ich, es ist dein Weg zu dir.

Immer geht es den anderen besser nach Psalm 73

Fürwahr, Gott ist Israel gut, denen, die reinen Herzens sind.
Ich aber – fast wären meine Füße ausgeglitten,
beinahe hätten gewankt meine Schritte.
Denn ich beneidete die Übermütigen,
als ich das Wohlergehen der Gottlosen sah.
Denn keine Qualen haben sie bei ihrem Tod,
und wohlgenährt ist ihr Leib.
In der Mühsal der Menschheit sind sie nicht,
und sie werden nicht wie die anderen Menschen geplagt.

Ja, den anderen geht es immer besser.

Die leben herrlich und in Freuden.

Und ich, ich sitze hier ... in diesem Haus ...

wo nur alte und kranke Menschen leben ...

Und in meinem guten Haus wohnen andere.

Siehe, dies sind Gottlose,
und immer sorglos erwerben sie sich Vermögen.
Fürwahr, umsonst habe ich mein Herz rein gehalten
und in Unschuld gewaschen meine Hände;
doch ich wurde geplagt den ganzen Tag,
meine Züchtigung ist jeden Morgen da.

Schau mal, wie gut es den anderen geht.

Aber mir, mir geht es von Tag zu Tag schlechter,

und das, obwohl ich immer

gerecht zu leben versuche vor Gott

und niemandem etwas Böses antue.

Da dachte ich nach, um dies zu begreifen.

Eine Mühe war es in meinen Augen,

bis ich hineinging in das Heiligtum Gottes.

Bedenken will ich dort ihr Ende.

Manchmal hilft es, nachzudenken.

Das tat ich, als ich keinen Ausweg mehr wusste.

Ich begab mich in Gottes Nähe.

Eine kleine Kirche in der Nähe des Bergdorfes,

für zwei Stunden saß ich dort allein.

Da fiel es mir auf: Die Gottlosen sterben sorglos – vielleicht.

Aber was wird aus ihnen nach dem Tod?

Werden sie in Gottes Gericht bestehen?

Als mein Herz erbittert war
und es mich in meinen Nieren stach,
da war ich dumm und verstand nicht;
wie ein Tier war ich bei dir.

Doch ich bin stets bei dir.

Du hast meine rechte Hand gefasst.

Ja, ich konnte mein Schicksal nicht begreifen.

Doch das war dumm. Ich benahm mich wie ein Tier.

Jetzt weiß ich es wieder:

Du, Herr, mein Gott, leitest mein Leben.

Du kennst meine Situation, meine Zukunft,

und Du hältst mich fest. Danke.



Und Andermatt?

Ja, Andermatt und seine Umgebung ist wirklich sehr beeindruckend und schön. Am nächsten Morgen war aller Nebel wie weggeblasen, und die Sonne schickte sich an, über die mit Schnee bedeckten Berge ins Tal zu strahlen. Voll freudig gespannter Erwartung trat ich meine Velotour in Richtung Oberalppass an. Im ersten Streckenabschnitt waren auf 10 km 600 Höhenmeter zu bewältigen. Unangenehm war es schon, dabei mit

dem Velo durch einen 250 m langen Tunnel zu fahren. Aber da vorn, da sah man ja schon das Licht. Beim Schreiten im Nebel aber bleibt immer das hilflose Gefühl des Nicht-Wissens-wohin. Alles ist wohl hell (jedenfalls am Tag), aber man kann doch nicht sehen, wohin es geht.

Schon bald an diesem sonnigen Morgen war ich unterwegs in Richtung Oberalppass. Bei der langsamen Fahrt nach oben gab es genug Gelegenheit, die schöne Bergwelt zu betrachten. Doch je höher ich kam, desto mehr schaute ich einfach vor mich hin auf die Straße, unmittelbar vor das Vorderrad. Das hat mancher Ameise und auch einigen Käfern das Leben gerettet. Dem Regenwurm, der sich schon 10 cm vom Straßenrand in Richtung Straßenmitte geschlängelt hatte, konnte ich gerade noch ausweichen. Doch genutzt haben wird es ihm nichts. Ein Regenwurm ist eben kurzsichtig und selbst auf einer schwach befahrenen Asphaltstraße immer noch schlechter dran als ein Wanderer im Meer des Hochgebirgsnebels. Wenn er nicht schon bald von irgendeinem Autoreifen erwischt wird, trocknet er doch auf dem warmen Straßenteer nach mindestens 50 cm Kriechtour gänzlich aus. Und aus ist es mit ihm. Ein Regenwurm ist eben viel zu kurzsichtig, um sich auf einer Autostraße in das Verkehrsgewimmel werfen zu können, auch wenn er sich noch so schnell durchzuschlängeln gedenkt.

Dass ich dennoch oft genug das Ziel erreicht habe, auch durch dicken Nebel hindurch, durch lange Tunnel, über wankende Brücken, das danke ich dir, mein Herr und mein Gott.

Peter Baake